

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 12 (1947-1948)
Heft: 2

Artikel: Allerlei vom Pfaffechäppli (Evonymus europaea L., Spindelbaum)
Autor: Zehntner, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vierteljährliche Beilage zum Landschätler
 Nr. 2 12. Jahrgang September 1947

Allerlei vom Pfaffechäppli.

(*Evonymus europaea* L., Spindelbaum)

Von Dr. L. Zehntner, Reigoldswil.

Schon als kleiner Knabe hat der «Pfaffechäpplistruch» meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wie bei meinen Altersgenossen, hatten es die jungen, vierkantigen Sprosse (Fig. 8 und 9) mit der giftgrünen Rinde mir angetan, eine Form und Farbe, wie sie bei keinem anderen Strauch unserer Gegend vorkommt. Das Vierkantige rührt von vier scharfen, in der Länge verlaufenden Korkstreifen her, die namentlich auf den einjährigen Sprossen sehr schön, wie mit der Feder gezogen, ausgebildet sind. Im zweiten Altersjahr treten sie weniger scharf hervor und im dritten sind sie nur noch schwach durch ihre dunklere Farbe angedeutet, während die Rinde ihre dunkelgrüne Farbe allmählich verliert und ins Gelbraune übergeht. Mit unsern «Chrottestächere» schnitten wir Buben jeweils von den vierkantigen Ruten ab; aber die Herrlichkeit mit ihnen war von kurzer Dauer, da die korkartigen, scharfen, braunen Kanten leicht abbröckelten und die Stecken und Ruten bald ihren Reiz verloren hatten. Es ist den Hasel- und Weidenruten übrigens auch nicht besser ergangen.

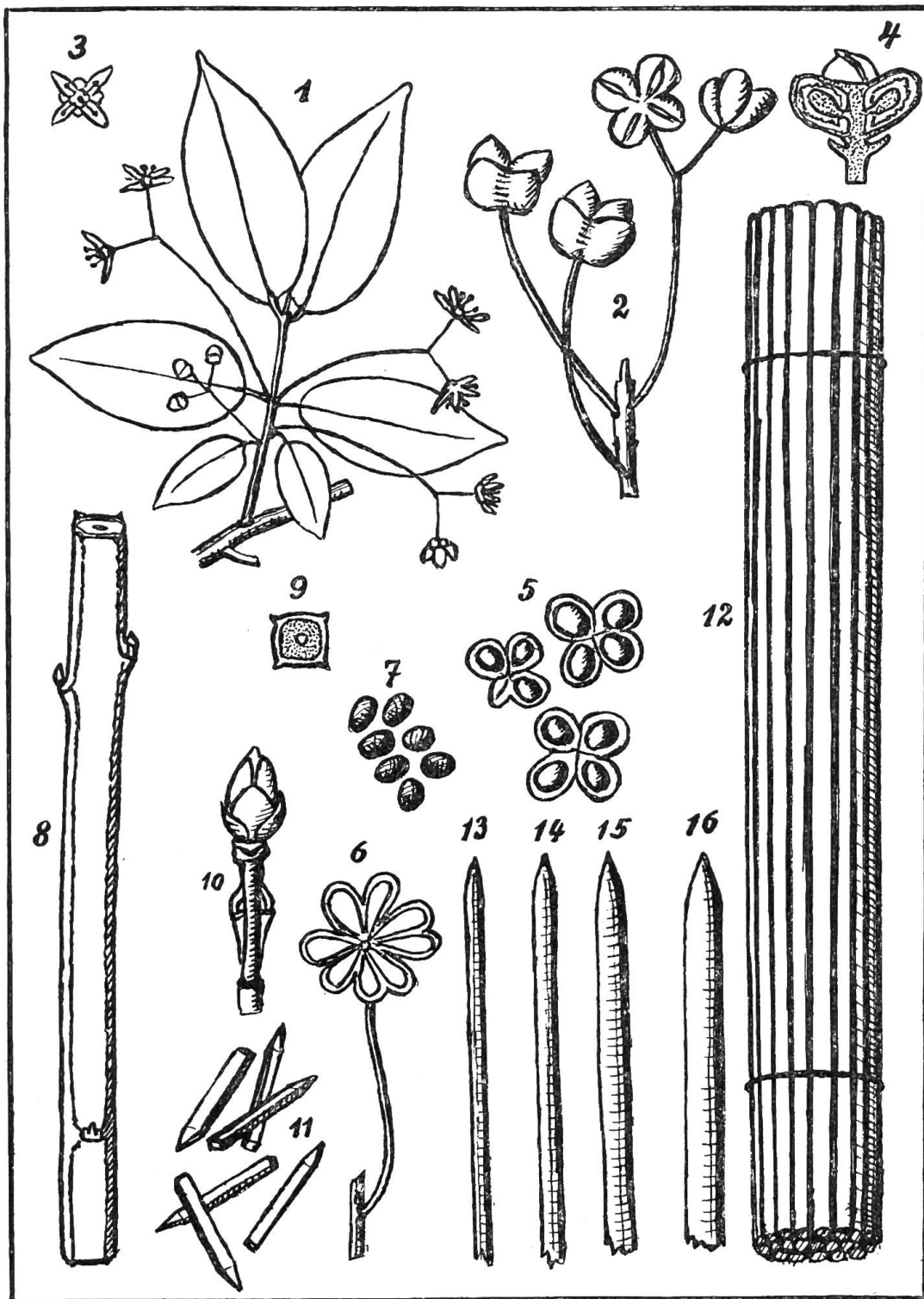
Im Herbst dann, wenn die Sträucher mit ihren korallenroten, weithin leuchtenden, zackigen Früchten prangen (Fig. 2), macht sich die Pflanze aufs neue bemerkbar, und nun sind es die kleinen Mädchen, die davon angezogen werden. Sie sammeln die Früchte, reihen sie auf Fäden auf und erhalten so die schönsten bunten Halsketten. Mit der Reife springen die Früchte auf (Fig. 5, 6) und dann tritt zur roten Farbe das leuchtende Orange der Samenhüllen: wahrlich eine hübsche und recht auffallende Farbenzusammenstellung. Die von der Samenhülle (arillus) befreiten Samen sind von graugelber Farbe. Verschiedene fremde *Evonymus*-arten werden in Gärten als Zierpflanzen gehalten und dieser Ehre wäre auch unsere *E. europaea* würdig. Fügen wir noch bei, dass der Strauch an Halden und magern Waldrändern, in Hecken und oft längs Wasserläufen vorkommt, gewöhnlich nur fingerdicke Stämmchen bildet, so ist so ziemlich alles gesagt, was in der Bevölkerung von dieser Holzpflanze bekannt ist. Es würde mich denn auch

gar nicht verwundern, wenn der eine oder andere Leser zu sich sagen würde: was will denn der Schreiber uns Neues erzählen?

Aelter geworden, lernte ich den wissenschaftlichen Namen des Strauches kennen und ich erfuhr, dass die Pflanze auch Spindelbaum genannt wird, weil in früheren Zeiten aus deren Holz Spindeln gedreht wurden, die bei der Handspinnerei Verwendung fanden. Die Pflanze musste also anderwärts eine weit bedeutendere Entwicklung erlangen als bei uns.

Nach langjähriger Abwesenheit aus dem Ausland heimgekehrt, sah ich mich wiederum etwas in der heimischen Pflanzenwelt um und entdeckte vor Jahren in unmittelbarer Nähe des Dorfes Reigoldswil zwei baumförmige Exemplare des Pfaffechäppli. Sie wuchsen an einem sehr steilen Hang, direkt hinter einer Häuserreihe, wo sich neben der Traubenkirsche auch die Haselstauden und der Schwarzdorn in ungewöhnlicher Dicke vorfinden. Im ersten Augenblicke konnte ich die Bäumchen allerdings nicht heimstellen. Von der dunkelgrünen Farbe der Rinde war an den Stämmen und Ästen natürlich nichts zu sehen und auch die braunen Korkleisten fehlten ganz. Die Rinde war bräunlichgelb, etwas der der Esche und des Ahorns ähnelnd; hingegen war der Wuchs der Bäumchen ein ganz anderer als bei diesen. Die Stämmchen bilden schon in 1—1½ m Höhe bleibende Äste, wachsen demzufolge etwas im Zickzack und lange nicht so hoch wie bei den genannten Waldbäumen. Die nähere Untersuchung der dünnen Zweige und der Blätter wies dann unzweifelhaft auf das Pfaffechäppli hin und schliesslich fand ich auch einige der charakteristischen Früchtchen. Im nächsten Frühjahr sammelte ich Herbar, auch von jungen Pflanzen anderer Standorte, wobei sich als einziger Unterschied zeigte, dass die mehr freistehenden jungen Exemplare reichlicher blühten als die im Schatten wachsenden baumförmigen. Der Fund überraschte mich nicht wenig und so nahm ich mir vor, ihn zu hegen. Ich machte die Eigentümerin des betreffenden Landes auf die Seltenheit solch kräftiger Exemplare aufmerksam, bat sie, die Bäumchen zu schonen und sie ja nicht als Brennholz zu verwenden. Sollte sie sie aber entfernen wollen, so möchte sie mich solches wissen lassen; denn ich würde ihr dann den Stamm abkaufen. Die Frau hat meiner Empfehlung jahrelang Rechnung getragen. Im Winter 1943/44 drückte die Schneelast dann das grössere Bäumchen zu Boden. Es zeigte übrigens deutliche Alterserscheinungen, indem bereits ein starker Ast verdorrt und abgefallen und der Stamm im untersten Teil gespalten war. Ich erwarb das Hauptstück des Stammes in der Länge von ca. 3 m, wovon für Versuchszwecke einige Stücke, im ganzen ca. 1½ m gebraucht worden sind. Das ganze Bäumchen war über 5 m hoch. Das zweite Exemplar, mit armsdickem Stamm und ca. 5 m hoch, steht noch.

Dass diese zwei Exemplare zu Bäumchen heranwachsen, liegt wohl daran, dass die betreffende Steilhalde kaum je betreten wird und die Pflanzen sich ungestört entwickeln konnten. An exponierten, mageren Standorten werden sie dagegen sehr oft abgehauen und dann entwickeln sie sich mehr strauchförmig. Sie bilden oft mehrere Stämmchen von der Dicke eines Fingers oder höchstens eines Besenstiels. Es wäre interessant zu erfahren, ob auch anderwärts in unserer Gegend solch baumförmige Exemplare, wie die oben erwähnten, bestehen.



Erklärungen zur Tafel Pfaffechäppli (*Evonymus europaea*) Spindelbaum.
 1 Blühender Zweig. 2 Zweigspitze mit reifen Früchten. 3 Blüte von oben. 4 Längs-
 schnitt durch die wachsende Frucht. Zeigt, wie die Samen von der Samenhülle (arillus)
 umwuchert werden. 5 Aufgesprungene reife Früchte. 6 Fruchthülle, vollständig ge-
 öffnet, nach Abwerfen der Samen. 7 Samen ohne ihre Hülle. 8 Zweigstück mit
 Korkstreifen. 9 Dasselbe, Querschnitt. 10 Zweigspitze mit ihren Knospen. 11 Schuh-
 macherstiften = Zwecke. 12—16 Stäbchen aus Pfaffechäppliholz, in verschiedener
 Dicke, wie sie in der Feinmechanik verwendet werden. 12 Ein Bündel der Stäbchen,
 wie sie in den Handel kommen. Alle Figuren in natürlicher Grösse, nur 3 und 4
 leicht vergrössert.

Die zwei Bäumchen gaben mir Anlass, mich in der botanischen Literatur über Evonymus umzusehen und da stellte sich heraus, dass schon recht zahlreiche, auch chemische und physiologische Untersuchungen angestellt worden sind. Ich beschränke mich hier darauf, etwas über die Anwendungen, die vom Pfaffechäppli und seinen Produkten gemacht werden, mitzuteilen. Nach Hegi: *Illustrierte Flora von Mitteleuropa*, dienen die Früchte und Samen hin und wieder zum Gelbfärben¹⁾. Die gepulverten Samen, mit Fett oder Butter zu einer Salbe verarbeitet, wurden gegen Kopfläuse angewendet. Die Samen enthalten 43 %, die orangefarbenen Samenhüllen 56 % eines leuchtend rotbraunen, scharf riechenden Oeles, das aber nicht geniessbar ist, da es beim Menschen Erbrechen und Durchfall erzeugt. Dagegen wurde es, z. B. in Tirol, früher zu Beleuchtungszwecken und sogar zur Seifenfabrikation gebraucht. Das lässt darauf schliessen, dass die Pflanzen in jener Gegend zahlreich vorgekommen sind. Das Oel brennt mit Docht wirklich mit heller Flamme, aber auch unter bedeutender Russentwicklung. In dieser Beziehung ist es weit schlimmer als die bei uns vor 70 bis 75 Jahren ausser Gebrauch gesetzten «Funseln», die mit Lewat- oder Baumöl (Baumwollsamensöl) gespeist wurden. Weiter steht bei Hegi: «Das gelbe, feinfaserige, zähe, etwas harte, schwer spaltbare aber wenig dauerhafte und mittelschwere Holz wird zu Drechsler-, Bildschnitz- und Instrumentenmacherarbeiten verwendet; auch Schulstifte, Pfeifenrohre und Zahnstocher — früher auch Spindeln — werden daraus gefertigt. Die weiche, gleichmässige Holzkohle ist als Zeichenkohle geschätzt und findet auch bei der Schiesspulverfabrikation Verwendung.» Man sieht, vom Pfaffechäppli wird ein recht vielseitiger Gebrauch gemacht.

Im grossen Werk von Hegi wird eine lichte Waldpartie aus Norddeutschland mit Exemplaren des Spindelbaums abgebildet. Die Pflanzen zeigen überhängende, also wenig standhafte Stämmchen, die nach Schätzung nur so dick wie ein Handgelenk sind. Aus dem Brandenburgischen wird dagegen ein 6 m hohes, baumförmiges Exemplar erwähnt, das in Brusthöhe 15 cm Durchmesser hat, während in Rheinfelden ein Exemplar mit 20,5 cm Durchmesser in 1 m Höhe besteht, das dickste überhaupt bekannte. Unser Bäumchen steht ihm mit 15,5 cm ziemlich nach, gehört aber offenbar doch mit zu den dicksten bisher bekannt gewordenen.

Im alten Holz sind die Jahrringe sehr wenig ausgeprägt. Auf dem Querschnitt aus dem obersten Teil des Stammes konnte ich mit der Lupe deren 40 bis 43 feststellen. Das Bäumchen wird also ca. 50 Jahre alt geworden sein. Indessen scheint das Pfaffechäppli ein weit höheres Alter erreichen zu können. So kenne ich einige Exemplare, die in einem Lebhag in guter Erde wachsen und vor 72 Jahren angepflanzt worden sind. Die Hecke wird jedes Jahr zurückgeschnitten, was nicht hindert, dass die Pflanzen immer wieder kräftige Sprosse von 1 m Länge und mehr treiben. Diese Pflanzen haben Stämmchen mit einem Durchmesser von höchstens 5—6 cm, sind aber so kräftig und wachstumsfreudig, dass sie den Eindruck machen, wohl ein Alter

¹⁾ Wichtiger hiefür war der Sauerdorn = Erbsele (*Berberis vulgaris* L.), namentlich zum Färben von Wolle und Leder; und zwar wird der Farbstoff in diesem Falle reichlich von der Rinde, dem Holz und den Wurzeln geliefert.

von 100 Jahren, wenn nicht mehr, erreichen zu können. Es scheint also, dass das öftere Zurückschneiden die Lebensfähigkeit dieser Pflanzen verlängere, wenn auch auf Kosten des Dickenwachstums der Stämme.

Das in Fig. 1 abgebildete Zweiglein stammt vom baumförmigen Exemplar, das nur kleine Blätter trug. Dagegen bringen die Sprosse der Pflanzen in der Grünhecke Blätter hervor, die gut die dreifache Grösse erreichen. In den Früchten macht sich der magere und trockene Standort darin geltend, dass oft 1 bis 2, ja sogar 3 Samen nicht zur Ausbildung kommen.

* * *

Ein weiterer Grund, sich näher mit dem Pfaffechäppli zu befassen, war die Wahrnehmung, dass das Holz auch in verschiedenen Zweigen



Halskette aus «Chrallebeeri» (Pfaffenhütlein). Aus Müller G., Unsere einheimische Pflanzenwelt im Dienste des kindlichen Spieles. Baselbieter Heimatbuch, Band I, 1942.

der Feinmechanik verwendet wird. Jeder Uhrmacher und Pierist z. B. benützt in seinem Berufe cylindrische Holzstäbchen von der Dicke eines dünnen Bleistifts, die am einen Ende zugespitzt sind. Diese Stäbchen dienen zum Reinigen feiner Bohrungen, namentlich der Uhrensteine. Aehnliche Stäbchen werden auch in der Drahtzieherei, zum Reinigen der «Filièren» gebraucht. Als ich einen Uhrmacher nach der Herkunft der Stäbchen fragte, gab er mir zur Antwort, das sei «Schwyliholz». Damit konnte ich nun allerdings nichts anfangen und erst als ich den Uhrensteinfabrikanten Fr. Blaser in Reigoldswil konsultierte, kam ich der Sache auf den Grund. Es stellte sich heraus, dass die Stäbchen aus Pfaffechäppliholz bestanden. Auf französisch heisst die Pflanze ganz zutreffend «bois carré» oder auch «bois de cheville». Aus dem «cheville» ist bei unsern des Französischen unkundigen Uhrmachern das verkauderwelschte «Schwyliholz» geworden. Cheville aber bedeutet unter anderem: kurzer Nagel ohne Kopf. Insonderheit werden die hölzernen Schuhmachersstiften, die wir unter dem Namen «Zweck» kennen, so genannt. Und diese Zwecke werden mit Vorliebe aus Pfaffechäppliholz gefertigt (Fig. 11). Herr Blaser gab mir auch eine Bezugsquelle für die Stäbchen an (in Biel) und von dort erhielt ich die Aufklärung, dass die in Frage stehenden Stäbchen bis zum ersten Weltkrieg aus Frankreich

bezogen wurden, und zwar aus dem Departement du Doubs. In neuerer Zeit wird der Artikel aus der Gegend der alten Aare, zwischen Busswil und Büren geliefert. Da dieser alte Aarelauf in ein Vogelreservat umgewandelt worden ist, wird er wenig betreten und es konnten sich die Pfaffechäpplipflanzen offenbar lange Zeit ungestört entwickeln und also zu dickeren Stämmchen heranwachsen. Ich habe mich bemüht, aus der Gegend nähere Angaben hierüber zu erhalten, aber ohne Erfolg. Dagegen konnte ich aus Biel eine Anzahl der cylindrischen Holzstäbchen in verschiedenen Grössen beziehen, wie sie, schön gebüschelt, in den Handel kommen (Fig. 12—16). Sie werden in der Dicke von 2, 2½, 3½ und 5 mm hergestellt. Die 3 dünneren Nummern sind 15 cm lang und enthalten pro Bündel 24 Stäbchen, während die 5 mm dicken eine Länge von 18 mm haben und jedes Bündel enthält 18 Stäbchen.

Es interessierte mich nun zu erfahren, warum gerade das Evonymusholz für die Stäbchen der Uhrmacher und Pierristen verwendet wird. Mein Vermuten ging dahin, dass das ziemlich feste, satte Holz vielleicht in besonderem Masse mineralisiert sei, d. h. viel Asche liefere. Und da keine diesbezüglichen Angaben aufzutreiben waren, liess ich es chemisch untersuchen, mit folgendem Resultat:

Spezifisches Gewicht, berechnet:	0,685	} im Durchschnitt 0,69
	bestimmt: 0,697	
Wasser	%: 12,5	
Trockenmasse	%: 87,5	
Asche	%: 1,6	in Trockenmasse 1,82
Kieselsäure in Substanz	%: 0,032	in Trockenmasse 0,037
Kieselsäure in Asche	%: 1,92	in Trockenmasse 2,19

Hiezu schreibt Dr. Viollier, Kantonschemiker von Basel: «Was das spezifische Gewicht anlangt, so ist zu bemerken, dass es denjenigen folgender Hölzer in lufttrockenem Zustand (mit 15 % Wasser) ziemlich nahe kommt:

Ahorn	0,61—0,74; Durchschnitt	0,67 %
Birke	0,51—0,77; „	0,64 %
Robinie (Akazie)	0,58—0,85; „	0,71 %
Rüster (Ulme)	0,55—0,82; „	0,69 %
Weissbuche	0,62—0,82; „	0,72 %

Ahorn, Birke und Weissbuche gelten als harte Hölzer, Rüster als ziemlich hart.»

Bei einem Aschengehalt von 1,6 % und 2,19 % Kieselsäure in der Asche, wird die Mineralisation als beträchtlich angegeben, da die Asche der meisten Hölzer nur 0,5 % Kieselsäure enthält. Immerhin gibt es unter unsern Holzarten einige, die diese Zahlen überschreiten, so der Feldahorn 2,9 %, Birke 2—8 %, Bergulme 3,4 % und die Akazie (Robinie) gar 12 %. Es wird also kaum an der hohen Mineralisation des Pfaffechäppliholzes liegen, dass dieses für die Herstellung der genannten Stäbchen vorgezogen wird. In der Hauptsache wird die Verwendung der ausserordentlichen Feinfaserigkeit des Holzes und seiner satten, weitgehend gleichmässigen Struktur, verbunden mit einer mittleren Härte und Festigkeit zuzuschreiben sein. Und wenn bei Hegi steht, das Holz sei wenig dauerhaft, so ist damit wohl gemeint, dass es wenig widerstandsfähig

gegen Witterungseinflüsse, namentlich gegen die Feuchtigkeit ist, wie man z. B. auch beim Buchenholz beobachtet. Die vorgewiesenen Uhrmacherstäbchen machen jedenfalls keinen schwächlichen, hinfälligen Eindruck. Sie gemahnen vielmehr etwas an Buchs, der aber allerdings noch beträchtlich fester ist und ein spezifisches Gewicht von 1,0 aufweist, gegen 0,69 bei Evonymus. Nicht weniger gut stellt sich das Evonymusholz auf einem in der Länge durchschnittenen Stammstück dar, wovon die eine Hälfte roh, die andere leicht poliert ist. Das Holz macht entschieden einen guten, feinen, beinahe vornehmen, etwas an Elfenbein erinnernden Eindruck, und das wird wohl mit der Grund sein, dass es auch für Bildschnitzerei verwendet wird. Wohl wegen der Seltenheit des Holzes in stärkeren Abmessungen kennen es unsere Holzschnitzer in Brienz ebenso wenig als die in Luzern. Einige in letzterer Gegend auf meine Veranlassung aus Pfaffechäppliholz geschnittene Objekte beweisen, dass es für diese Verwendung sehr wohl geeignet ist.

So ist es mir, glaube ich, doch gelungen, in den vorangehenden Seiten etwas zur besseren Kenntnis des Pfaffechäppli beizutragen.

S Staimatt-Lyseli.

Von I d a S c h w e i z e r - B u s e r, Oberdorf.

Chirsiblueschtauber — Chränzli im Hoor,
 Glänzigi Aeugli . . . Der Früelig
 Isch s wohr?
 Rotsamntigi Bäckli — Der Himmel tiefblau.
 Chumm usen in d Matte, zum Wäldli, in d Au!
 D Blüemli, si blüeje — S Bächli, das ruuscht.
 S Härzli, das bopplet,
 Gspürsch s in der Bruscht?
 S tönt drin wie nes Glöggli; en urolti Wys.
 S singt Früelig und Liebi, ganz silbrig und lys . . .

So singt s Lyseli in der Chuchi bim Gschirabtröchne. Derby luegt s albe wider ainisch zum Fänschter uus in Baumgarte. Wie das blueschet! S Härz wird em wyt und froh. Ais Lied isch jetz d Wält! «E prächtige Tag, zywytt, zywytt,» zwitschere d Vögeli enander zue.

Loos au, wies sumsled in der Luft umenand! E Feschtag isch hüt für d Imbeli. Dasch ais Hin und Här vom Imbhüüsli zu de Bäum und wider zugg. «Wenns nummen an euser Hochzyt in vierzäh Tage au eso schön Wätter isch,» dänkt s Lyseli und träumeret in de Früeligstag uuse.

Es aifachs, chlys Fesch weer im zwar lieber gsi. «Nüt isch,» het der Hans bhauptet, «bim Gmainipreesi sym Junge goht s nit ab under sächs Gutsche, und bi däm blybts, baschta. Tue doch nit allewyl eso bischaide, Lyseli!» Jänu . . . was will me —

«Lindehofbüüri . . . Das Wort het e Klang im Dorf und wyt umenand. Es stolzes Haimet isch der Lindehof, ais wo me darf zaige. Der Hans weiss scho, worum as er der Chopf so höch obe trait. Mängs Maitli hät do d Finger gschläckt derno.